

„Flaschen aller Art“

DANZIGER GLASHÜTTE A. G. gab 1922 Aktien heraus

Immer wieder, auch nach über 5 Jahrzehnten, finden wir noch Sachzeugen aus der Freistaatszeit, die uns zu Erinnerungen anregen. Gewiß, es ist keine Original-Aktie, sondern nur eine Kopie einer Aktie der Danziger Glashütte A. G. Aber die „Aktie“ soll ja nicht Spekulationszwecken dienen, sondern sie soll uns erinnern. Wo war die Glashütte? Das ist die erste Frage. Natürlich – jetzt fiel es mir wieder ein – die „Glasbude“ war ja nicht weit von meiner Schule Neuschottland in Langfuhr entfernt. Wenn man von unserer Schule in Richtung Schellmühl am „Storchenhaus“

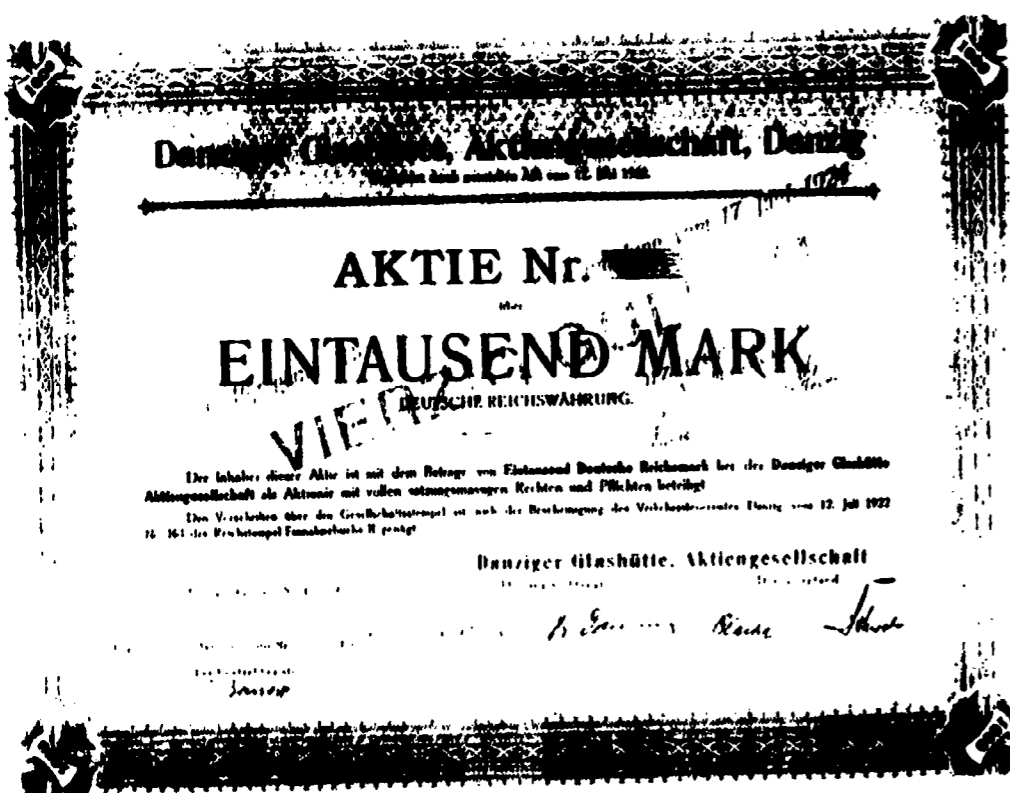
gut angelegt. Viele Käufer von Aktien anderer Firmen dagegen hatten alles verloren. Aber, wie es im Leben nun einmal mit Besitz so ist – 1945 hatten alle Danziger, nicht nur die Aktionäre der Danziger Glashütte, alles verloren.

Eine Zeitungsanzeige aus der Freistaatszeit sagt aus, daß in der Danziger Glashütte A. G., in der Fabrik in Danzig-Schellmühl „Flaschen aller Art – Demyohns und Ballone“ gefertigt wurden. (Demyohns sind Korbflaschen zum Aufbewahren von Weinen und anderen Flüssigkeiten.) Das Stadtbüro der Firma befand sich in Dan-

zig, Dominikswall 11. Viel mehr konnte ich über die Danziger Glashütte nicht erfahren. Bis ich in diesem Jahr meinen Schulfreund Horst Tritschler, wir wohnen beide in der Laubenkolonie „Erntedank“ und gingen in Neuschottland zur Schule, beim „Tag der Danziger“ meine „Aktie“ zeigte. „Mensch, Alfred, mein Großvater hat mal in der Glashütte Schellmühl gearbeitet. Manchmal habe ich ihn dort von der Arbeit abgeholt. Ich habe noch Fotos von der Glashütte und von meinem Großvater im Kreis seiner Arbeitskollegen“, sagte Horst zu mir. Die hier gezeigten Fotos schickte er mir sofort.

Warum ist es wert, sich an eine Glashütte zu erinnern? Nun, es ist wohl jeder Betrieb in unserer Heimatstadt wert, sich an ihn zu erinnern. Die Betriebe, die Arbeitsstellen der Danziger waren es doch mit, die das Gesicht der Stadt prägten, die ein Stück Kulturgeschichte darstellten. Und daß Glashütten schon sehr früh die Kultur Danzigs und seiner Umgebung beeinflussten, belegen alte Urkunden aus früheren Jahrhunderten. Wenn auch in den meisten Glashütten „nur“ Gebrauchsglas hergestellt wurde, so gibt es heute noch künstlerisch hochwertige Glaswaren aus vergangenen Zeiten.

Der Hochmeister des Ritterordens verpachtete am 19. 11. 1418 20 Hufen Land an die alte Glashütte in Mariensee. Eine alte Urkunde aus dieser Zeit beweist, daß schon vor 1418 im Dorf Glasberg bei Mariensee eine Glashütte bestanden hat, die der adligen Herrschaft zu Mariensee gehörte. 1419 erhielt der Danziger Bürgermeister Gert von der Becke das Dorf Glasberg und die dabei gelegene Glashütte, „die man nennet zu Meisterswalde“. 1428 kaufte das St. Elisabeth-Hospital Danzig das Gut Lappin. Zu dem Gut gehörte – und wurde ausdrücklich mit erworben – die Glashütte. 1691 erwarb der



(Frauenklinik – das Gebäude hatte wirklich einen Storch aus Metall auf dem Dach) vorbeiging, lag die Glashütte in der Nähe des Danziger Zündwaren-Monopols („Streichholzbude“ nannten wir die Fabrik).

Wenn wir uns die abgebildete Aktie über EINTAUSEND MARK DEUTSCHE REICHSWÄHRUNG vom 26. Juni 1922 ansehen, so fällt natürlich sofort auf, daß diese Aktie in der Zeit der Inflation herausgegeben wurde. Kein Mensch glaubte, daß ein Jahr später, im Jahre 1923, für 1 000 Mark nicht einmal eine Schachtel Zündhölzer zu kaufen war. Die Aktionäre, die ihre Aktien noch im Jahre 1924 in Besitz hatten, waren am 17. Juni 1924 statt mit 1 000 Mark mit 40 Danziger Gulden am Unternehmen beteiligt. Die Kaufkraft der 40 Gulden war sicher höher als die der 1 000 Mark des Jahres 1922. Die Käufer der Aktien der Danziger Glashütte hatten ihr Inflationsgeld von 1922



Danziger Glashütte in Schellmühl etwa 1930 (im Vordergrund die Kohlenhandlung Joh. Busenitz Nachf.)



Belegschaft der Danziger Glashütte Danzig-Schellmühl, etwa 1907.

Danziger Bürger Johann Schwenk ein Stück Wald am Sommerkauer See zum Urbarmachen mit der Maßgabe, hier Glas zu brennen, Glasöfen und Hütten anzulegen. Viele Hüttenorte im Südwesten der

Danziger Höhe entstanden im 17./18. Jahrhundert aus Glashütten. Ortsnamen wie Barenhütte, Oberhütte und Trockenhütte finden wir noch auf Freistaatskarten. Alfred Kasanowski

Das Brüllen des Türhüters

Eric Mayen aus Grünberg in Köln und in Danzig

„Wenn ich meine Augen schließe, sehe ich riesige Wälder. Es ist Herbst, naß und dunkel. Mein Ur-Urgroßvater trägt kniehohes Stiefel und geht einen Feldweg voll Schlamm und Lehm am Rande des Waldes entlang. Es ist die Zeit von Dostojewski und Tschekow. Die psychischen Wurzeln meiner Malerei liegen in dieser Zeit und Landschaft. . . Es war Endzeitstimmung. Eine Welt ging zugrunde. Die Zukunft war dunkel. . . Ich spüre die Angst meiner Ahnen.“ Eine dermaßen poetische, ja mythenschwangere Aussage würde man von einem jungen Maler urbanen Erscheinungstyps wie Eric Mayen nicht erwarten. Er lebt in Köln – eher mit als von seiner Kunst –, aber sein Gedächtnis, von dem diese Kunst auch lebt, reicht zurück zu den Orten seiner Vorfäter, und deren dunkle Strahlungskraft prägt sein Werk.

Eric Mayens Großeltern stammten aus Wolhynien, er selbst wird 1953 in Grünberg/Zielona Gora geboren. Die stalinistisch verschärfte Enge der niederschlesischen Kleinstadt, die von Flüchtlingen aus Ostpolen überbesiedelt ist, treibt den schon früh künstlerisch Interessierten und Tätigen förmlich nach Westen. 1978 schließlich gelangt er nach Konflikten mit dem polnischen System von der trüben Oder an den nicht minder trüben Rhein, wo er allerdings zumindest den Raum hat, frei zu irren und zu suchen. Was er findet, findet er

schlecht, seine Bilder befriedigen ihn nicht, und er verlegt sich auf Fotografie und Film, auf Installationen und Aktionen. 1983 dann geht er an die Münchner Akademie der Bildenden Künste, wo ihn Daniel Spoerri zum einen theoretisch und handwerklich voranbringt, ihn zum andern jedoch darin bestärkt, den eigenen Weg weiterzugehen, obwohl er ihn weder absehen kann noch weiß, wie weit der Proviant reicht. Daran hat sich bis heute nichts geändert. Aber gerade um die Schärfe des Blicks oder die Klarheit des Überblicks scheint es Eric Mayen nicht zu gehen, alles Durch- und Überschaubare, alles auch nur irgendwie Gesicherte ist ihm von vornherein suspekt.

So besteht der Reiz seiner großflächig-geheimnisvollen Bilder auch vor allem in dem, was sie nicht zeigen, sondern im Gegenteil verhüllen oder überdecken. Entstanden sind sie zumeist in einem langwierigen Prozeß, in Schichten und Überschiebungen, und das verhehlen sie keineswegs, sondern führen es geradezu vor. Jede Arbeit ist ein in einem gewissen Stadium zum Stillstand gekommenes „work in progress“ bei diesem Künstler von Abschluß oder gar Vollendung zu reden, wäre unangebracht. Er malt und übermalt die eigene Unschlüssigkeit, Ratlosigkeit mit immer neuen, jedoch gleichbleibend zögerlichen Gesten. So wie er zur sprachlichen Selbstdarstellung auf ertümelndes

Legendenmaterial zurückgreift, so ist auch seine Malerei von zähflüssiger epischer Substanz. Nicht der erstarrte Augenblick wird hier eingefangen, sondern der Versuch unternommen, Farbe – denkbar „unbunt“, fast nur Schwarz – episch zu inszenieren, sie erzählen zu lassen vom zögerlichen Tasten im Dunkel der Welt.

Immer seltener läßt sich der Künstler zu „Aktionen“ hinreißen, und wenn er dergleichen unternimmt, so ist auch diesem Beginnen ein Fragezeichen aufgedrückt. Als Ort seiner vorläufig letzten Arbeit hat sich Eric Mayen – mit der Erlaubnis des Probstes Prälat Stanislaw Bogdanowicz – die ehrwürdige Danziger Marienkirche ausgesucht, in der ihn ein etwas abgelegener Winkel schon sehr früh fasziniert hat: Unter einem der hohen Bogenfenster ist da ein schräg in die Mauer eingelassenes Schachbrettmuster mit Resten einer Vergoldung zu sehen, und die Mauer darunter wird von einer schweren schmiedeeisernen Tür und einer viereckigen, bogenüberwölbten Nische gegliedert. Diese Nische hat Mayen zuerst schwarz ausgemalt, das Schwarz hat er drei Tage darauf, am Himmelfahrtstag 1997, mit Gold überzogen. „Niger et aurum“, Schwarz und Gold, heißt das „Bild“, bestehend aus zwei Schichten – und zwischen den Schichten „Zeit“. „am dritten Tage. . .“ Ihm zur Seite die eisenstarrende Tür, und darüber das herausfordernde Schachbrett, schräg unter dem schrägen Einfall des Lichts.

So werden in einem Gotteshaus durch eine gegenständliche Dreifaltigkeit Spannungen aufgebaut, die ins Offene zeigen und doch einen beklemmenden Eindruck hinterlassen: eine Tür, die mit einer eisernen Masse eher abweisend denn einladend, eher als Absperrung denn als Einlaß wirkt, ein Brettspiel, das schräg – nur Gedankenspiele zuläßt, eine Nische, also der halbherzige Ansatz zu einem Loch in der Mauer. Zwar erglänzt sie unter festlichem Bogen in schönem Gold, doch bedrohlich „schimmert“ dahinter das Schwarz hervor. Verheißungen, aber keine Befreiung, eine schön aufgelockerte, aber um so starrere Mauer, deren Unüberwindlichkeit durch spielerisch-künstlerische Durchdringungsversuche nur noch unerbittlicher zum Vorschein tritt.

Dieses Werk und das Werk von Eric Mayen – es ist wie ein obsessiver Versuch, jenen Satz zu illustrieren, mit dem der Türhüter „Vor dem Gesetz“ den sterbenden Wahrheitsucher anbrüllt: „Hier konnte niemand sonst Einlaß erhalten, denn dieser Eingang war nur für dich bestimmt. Ich gehe jetzt und schließe ihn.“

Georg Aesch (KK)

Der Adler fliegt allein, der Rabe scharenweise; Gesellschaft braucht der Tot, und Einsamkeit der Weise.

FRÜHROHDE RÜCKERT